

Geh! gehorche meinen Winken,
Nur keine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Junge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein.

Goethe.

27]

Ein Mann.

Von Camille Démonnier.

Er vollzog die Vorstellung, mit einer großartigen stolzen Gebärde auf jeden einzelnen deutend. Germaine beschränkte sich darauf, mit einem verlegenen Lächeln, das ihre Zähne entblößte, zu nicken. Hubert riß hurtig die Mütze vom Kopfe und hielt sie mit Anstand zwischen den Fingern, Friß, arg vern irrt, bis in die flachblonden Haare errötend, nahm seine Zigarre aus dem Munde und schob sie dann mit dem brennenden Ende wieder hinein, was ihn erschreckt zusammenzucken ließ.

Germainens Lächeln ging in ein boshaftes Winkeln über. Sie betraten alle wieder das Haus. Drinnen erwartete sie bereits Frau Sayot, die den Kaffeetisch hatte decken lassen. Sie war eine kleine, magere Frau mit gelblichem Gesicht und einem leidenden Ausdruck in den Augen.

Mit klagender Stimme beargwünzte sie ihre Gäste:

„Kümmern Sie sich nicht um mich. Ich bin zu Hause der Niemand. Der Wächter macht alles nach seinem Kopfe.“

Es wäre seine Schuld und nicht die ihre, wenn sie so übel entfangen worden seien. Sayot habe ihren Besuch nicht angekündigt. Er wollte ihr ins Wort fallen. Doch sie unterbrach ihn wieder.

Da legten sich die beiden Größeren ins Mittel. Sie würden doch nicht schon wieder streiten wollen? Und mit schlecht verhehltem Verdruß nötigten sie die Mutter, sich niederzusetzen.

Germaine erriet die klägliche Rolle, die diese Frau im Hause zu spielen schien, und wie sehr sie unter der geheimen Tyrannei des Mannes leiden mußte. Hubert hatte sich neben sie gesetzt und sprach eifrig auf sie ein, sein stereotypes Lächeln auf den Lippen.

Sie war von der Weichheit seiner Stimme und seinen artigen Manieren angenehm überrascht. Er besaß sich eines ausgefuchst höflichen Benehmens und drückte sich in gewählten Worten aus, die deutlich verrieten, daß er eine gute Erziehung genossen hatte. Er war groß gewachsen und kräftig gebaut, das konnte man an seinen strammen Knien und den ausgepreizten Fingern leicht erkennen. Ein rätselhaftes Etwas in Haltung und Blick machte bisweilen Germaine ganz befangen. Sayot lobte ihn mit plumper Offenheit:

„Ein prächtiger Junge! Und gebildet! Auf alles weiß er eine Antwort. Selbst mit dem König würde er reden können.“

In gewollter Bescheidenheit kränzelte Hubert die Lippen und schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie ihm nicht, Fräulein.“

Sein Vater übertreibe; er sei durchaus nicht so gelehrt; und da der Wächter protestierte, erschien ihr Verhalten fast wie ein Bettstreit zweier geriebener Kumpane, die eine wohl einstudierte Komödie spielten.

Es wurde verabredet, gemeinsam zur Messe zu gehen. Sayot gab das Signal zum Aufbruch, indem er mit seinem Rosenkranz kimperte. Germaine und Hubert schritten voran, hinterdrein folgten die anderen Burshen in einer Reihe mit den Eltern. Friß hatte seine Kappe tief in die Stirne gedrückt, um die wiegenden Hüften des fremden Gastes ungestört betrachten zu können. Auf seinem türkischen Gesicht lag die boshafte Lasterhaftigkeit eines jungen Affen.

„Unsere Mutter ist manches Mal etwas wunderlich,“ jaagte

Hubert. „Man darf's ihr nicht übelnehmen. Sie leidet ungemein durch ihren Rheumatismus.“

Daran knüpfte er einige allgemeine Betrachtungen über den Einfluß der Krankheiten auf das menschliche Gemüt.

Mit Entzücken lauschte Germaine seinen Redewendungen. Möglicherweise fragte sie sehr naiv:

„Wo haben Sie denn das alles gelernt, Herr Hubert?“

Er begann zu lachen.

„Ach, was weiß ich! im Institut, in den Büchern; ich lese sehr viel.“

„Ach, ich möchte das auch so gerne! aber ich habe nie Zeit!“

Sie sprach sehr geziert, ein wenig die Lippen verziehend und Dialektworte vermeidend.

Da machte er ihr eine Eröffnung:

„Beinahe wäre ich in ein Seminar gekommen. Ich hätte Pfarrer werden sollen!“

Sie konnte nicht umhin, ihrem Staunen Ausdruck zu geben:

„Nein, ist das möglich!“

Als sie ihn anblickte, sah sie ihn mit niedergeschlagenen Augen bejahend nicken. Vielleicht war das das rätselhafteste, Geheimnisvolle in seinem Wesen! Sie mußte unwillkürlich lächeln, als sie sich ihn mit der Sontane auszumalen versuchte, die gleich einem Weiberrode seine Beine umflatterte. Ihre Gedanken erratend, antwortete er ein wenig verschämt:

„Oh! dazu hätte ich nicht getaugt! Ich lache gern!“

Eben traten sie in die Kirche ein. Er öffnete das schwere Portal, sich so schmal wie möglich machend, um ihr den Vortritt zu lassen. Zum Danke bewegte sie ein wenig die Lippen. Da alle zugleich nach ihren Bläsen drängten, entstand ein lang nachhallender Lärm von Stühlerücken auf den steinernen Fliesen. Vom Altar her ertönte das Knistern eines Messgewandes und dazwischen leises Gemurmel; der Gottesdienst nahm seinen Anfang. Germaine zog ihr Gebetbuch hervor. Doch ließ sie nur zerstreut, zwischendurch forschende Seitenblicke auf Hubert werfend. Dieser Mann, der beinahe Priester geworden wäre, erschien ihr wie eine Kuriosität. Er hatte sich noch von seiner ersten Bestimmung her etwas Salbungsvolles in seinem Wesen, eine eindringliche, verschleierte Stimme vererbt. Und unwillkürlich vollzog sich in ihrem Geiste ein Vergleich zwischen diesem Hubert und dem anderen. Der junge Sayot war doch um vieles sanfter.

Gegen Mittag kehrten sie nach dem Hofe zurück. Den Gästen zu Ehren gab's eine Hammelkeule, mit Lorbeer und Thymian zubereitet. Der Keule ging eine fette Kräuterjuppe voran. Dann kam noch eine Überraschung, bei der alle die Augen weit aufsperrten. Die Wächterin hatte eine große Schüssel voll Milchreis, mit Eigelb vergoldet, vorbereitet.

Von Zeit zu Zeit begab sich Hubert in den Keller und brachte eine bestaubte Flasche nach der anderen zum Vorschein. Ueberdies wurde einem bitterlichen Bier wader zugesprochen, das am Rande der Gläser in kleinen Bläschen zerplabte. Donat, der allmählich aufgetaut war, erzählte allerlei ulkige Geschichten, und Friß verichlang Germaine mit den Augen, während sein Messer auf dem Teller mächtige Bissen zerschchnitt. Tiefe Röte bedeckte alle Gesichter, die sich von den weißen Hemdfragen grell abhoben.

24.

Hubert, der neben Germaine saß, erwies dieser allerseits Aufmerksamkeit. Seine umflorte, ein wenig schleppende Stimme sprach eindringlich auf sie ein. Und unterm Reden füllte er immer wieder ihr Glas, sobald es sich leerte. Um es ihm gleichzutun, benahm sie sich ungemein geziert, indem sie beim Trinken den kleinen Finger in die Höhe hob und ihm mit einem leisen Untertone von schelmischer Koketterie antwortete. Als der Wächter die beiden so vertraut miteinander sah, wurde er immer veranlagterer Laune und flüsterte Mathieu zu:

„Das war wirklich eine famose Idee, daß ihr gekommen seid.“

Das Kaffeetrinken dehnte sich bis tief in den Nachmittag hin aus; dicke Zigarrendämpfe verdunkelten die Stube. Da schlug einer der Anwesenden einen Spaziergang nach dem

zwanzig Minuten entfernten Wäldchen vor. Die ganze Gesellschaft brach auf.

Diesmal gingen Herr Sahot und die beiden Jüngerer mit Mathieu voran; ein wenig weiter rückwärts kamen Germaine und Hubert nach. Und je mehr sie sich dem Wäldchen näherten, desto größer wurde der Abstand. Sie mußten um ein Getreidefeld herumgehen. Mohn-, Kornblumen und Margeriten durchwirkten den goldigen Teppich, der in der schimmernden Luft weit ausgebreitet vor ihren Augen lag. Sie blieben stehen, traten ins Getreide, und er pflückte ihr Blumen, die sie zu einem Strauße band, in den sie ihr Gesicht die Augen schließend, verienkte. Und unaufhörlich überhäufte er sie mit einer Fülle doppeltinniger, zarter Worte, ohne sich jedoch allzu weit vorzumagen.

Da Sahot absichtlich ein rascheres Tempo eingeschlagen hatte, um sie nicht in ihren „Angelegenheiten“ zu stören, verloren sie schließlich die kleine Gruppe mit dem lebhaft gestikulierenden Männlein gänzlich aus den Blicken. Germaine zeigte sich beunruhigt: sie würden die Familie gar nicht mehr einholen können. Doch er beruhigte sie:

„Ach, seien Sie unbesorgt, ich kenne den Weg; wir werden sie bald wieder erreichen.“

Zu seinen Zügen, auf seinen zitternden Lippen bebte ein zögernder Entschluß. Und plötzlich sich aufrassend, berührte er ihren Arm mit den Fingerspitzen:

„Fräulein Germaine, ich bin so glücklich!“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, ebenfalls ein wenig aufgeregt. Er lächelte und neigte sein Haupt.

„Sawohl, so glücklich, weil ich mit Ihnen allein bin. Sie brauchen mir's ja nicht zu glauben. Aber es ist, bei Gott, so, wie ich sage. Hand aufs Herz!“

Seine gemessene, melodische Stimme bezauberte sie wie Musik. Sie fühlte eine heiße Welle in ihre Wangen schießen und schlug die Augen nieder; ihre Finger begannen mit unsicheren Bewegungen, die Blumen des Straußes zu zerpflücken.

„Ist das wahr, Herr Hubert?“

(Fortsetzung folgt.)

Eilhard Mitscherlich und sein Polarisationsapparat.

Zum 50. Todestag.

Der Siegeszug der deutschen chemischen Industrie, die — man kann es dreist sagen — erst anfängt, ihre Kräfte zu entfalten, ist eine Erscheinung letzter Decennien. Etwa 50 Jahre stiller Laboratoriumsarbeit gingen ihm voraus. Unter den Männern, die in dieser Arbeit die Waffen für die spätere ökonomische Entwicklung geschmiedet haben, steht Eilhard Mitscherlich (7. 1. 1794 bis 28. 8. 1863) mit in der vordersten Reihe.

Sein äußerer Lebensgang ist der eines deutschen Professors. Geistig frühreif, bezieht er bereits mit 28 Jahren den Lehrstuhl der Chemie an der Berliner Universität und hält ihn inne fast bis zum letzten Atemzuge. Charakteristisch für die preußischen Zustände ist die Behandlung, die die hohe Obrigkeit dem Manne systematisch angedeihen ließ. Man speiste ihn mit karglichem Gehalt ab, man verweigerte ihm die Mittel für seine Laboratoriumsarbeiten und zwang ihn, diese aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen, man ließ ihn seine unendlich kostbare Zeit in immer steigendem Maße mit „Handwerksarbeiten“ verträdeln: mit Abhaltung von Prüfungen, Abfassung von Gutachten, Revisionen der Apothekerordnung und dergleichen mehr. Ein Bild, zu dem die üblichen Lobeshymnen auf die hohe Wissenschaftsfreundlichkeit der Hohenzollern so lieblich passen!

Mitscherlichs wissenschaftliche Tätigkeit, die sich über 40 Jahre erstreckte (1822 bis 1863), ist ebenso vielseitig wie reich an hervorragendsten Ergebnissen. Er beherrschte in ausgedehntem Maße die wichtigsten Gebiete der chemischen Wissenschaft, und seine Leistungen bilden vielfach Marksteine auf deren Entwicklungspfaden. Hierher gehören z. B. seine Entdeckungen der Isomorphie (1819) und der Dimorphie (1821). Mit der ersteren zeigte er, daß die Körper, deren chemischer Aufbau trotz Verschiedenheit der Grundstoffe durch Anzahl und Verbindungsart der Atome identisch ist, auch gleiche Kristallformen besitzen. Und als Dimorphie bezeichnete er die Tatsache, daß ein und derselbe Körper unter verschiedenen Umständen verschiedene Kristallgestalt annehmen kann. So erscheint uns der Kohlenstoff als schwarze Kohlen und als funkelnder Diamant.

Indes so wichtig diese Entdeckungen auch sind — und die Geschichte der Chemie weiß ihnen noch eine lange Reihe anderer beizufügen —, die wissenschaftliche Großtat des Mannes ist und bleibt die Konstruktion des Polarisationsapparates. In ihm wurde „das wertvollste und unersehlichste Geschenk“ erschaffen, „das die

Zuckerindustrie von seiten der reinen Wissenschaft niemals entgegengenommen hat“. Das bezeugt wohl der beste heut lebende Kenner des einschlägigen Gebietes, Prof. Dr. E. O. von Lippmann.

Die physikalischen Tatsachen, auf die sich die Erfindung von E. Mitscherlich gründet, sind zwar von alltäglicher Häufigkeit, ihre Theorie gehört indes zu den schwierigsten Kapiteln der Optik und läßt sich hier nur in groben Zügen wiedergeben.

Wenn wir eine gewöhnliche Lichtquelle, z. B. eine Kerze, vor uns haben, so sind wir sicher, daß das Licht dieser Kerze, von jeder Seite aus gesehen, von gleicher Beschaffenheit ist. Nach vorne und nach hinten, rechts und links, oben und unten strahlt unsere Kerze das Licht von derselben Helligkeit und Farbe aus. Aber es gibt Lichtstrahlen, die je nach der Seite, von der man ihnen nahetritt, verschiedenes Verhalten zeigen. Nach einer Richtung hin ist das Licht hell, nach der anderen — dunkel. Solche Strahlen — man nennt sie polarisierte — gibt es massenweise rings umher. Man muß sie nur zu isolieren wissen, um sie bequem studieren zu können. Das gelang auch, nachdem man die Quellen der Lichtpolarisation kennen gelernt hat.

Diese sind die allbekannten Erscheinungen der Lichtspiegelung und der Lichtbrechung. Gewisse Strahlen, die auf die Oberfläche der Gegenstände fallen, werden als polarisierte zurückgeworfen; das gleiche beobachtet man, wenn das Licht durch einen durchsichtigen Körper wandert und von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt, gebrochen wird. Die Wellen, aus denen nach der allgemein herrschenden Ansicht das Licht besteht, werden bei der Polarisation verstimmt. Während die Schwingungen des normalen Lichts rechtwinklig zum Strahl in allen Querrichtungen erfolgen, schwingt das polarisierte Licht ebenso rechtwinklig, aber nur in einer bestimmten Richtung. Wie eine heftig schwingende Saite ein anderes Aussehen bietet, je nachdem man sie von oben oder von der Seite betrachtet, so zeigt auch der polarisierte Lichtstrahl ein verändertes Verhalten, je nach der Richtung, in der man ihm näher tritt.

Von allen Mitteln, das Licht zu polarisieren, ist die Erscheinung der sogenannten Doppelbrechung theoretisch und praktisch das wichtigste. Diese kann man an den meisten durchsichtigen Kristallen beobachten, so z. B. an dem häufig vorkommenden Kalkspat und dem Quarz, dessen durchsichtigste Art auch Rheininsel oder Bergkristall genannt wird. Legt man so einen Kristall auf das bedruckte Papier, so erscheint die Schrift doppelt: aus einem Strahlenbüschel, der den Kristall passiert, bevor er in unser Auge gelangen kann, werden zwei, und zwar sind beide vollkommen polarisiert. Die Ebenen, in denen die Schwingungen beider Strahlen erfolgen, stehen senkrecht aufeinander.

Durch geeignete Vorrichtungen, deren nähere Beschreibung man etwa bei Geigel, Licht und Farbe (Neclams Bibliothek) finden kann, werden beide Strahlen von einander getrennt. Es ist ein unsterbliches Verdienst von Mitscherlich, daß er in dem isolierten Strahl des polarisierten Lichtes das praktisch verwertbare Mittel zur untrüglichen Analyse vieler Stoffe, vor allem aber der Zuckerslösungen, gefunden hat. 1847 konstruierte er seinen Polarisationsapparat, der der Zuckerindustrie fortan erlaubt hat, die frühesten zeitraubenden und unsicheren Methoden der Zuckeranalyse durch eine neue, bequeme und unbedingt zuverlässige zu ersetzen und ihre ganze Arbeitsweise rationell und sicher zu gestalten.

Aus den Beobachtungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen, und zu nicht geringem Teile aus seinen eigenen Versuchen, lernte Mitscherlich eine merkwürdige Eigenschaft mancher fester Stoffe und besonders Lösungen kennen. Die Polarisationsebene, d. i. die Schwingungsrichtung des polarisierten Lichtstrahles, wird gedreht sobald der Strahl eine Lösung etwa von Gummi oder von Rohrzucker passiert. Füllt man also eine an beiden Enden durch Glasplatten geschlossene Glasröhre mit Zuckerslösung und schaltet sie dann detart in den Gang des polarisierten Lichtes ein, daß es durch die beiden ebenen Endflächen hindurch geht, so wird die Polarisationsebene um einen bestimmten Winkel gedreht. Bei einer gegebenen Röhrenlänge und bestimmter Zuckermenge hängt dieser Winkel offenbar nur von der Stärke der Lösung ab. Man braucht dann also nur den Winkel zu messen, um hieraus die Stärke einer zu prüfenden Zuckerslösung bestimmen zu können.

Das ist im wesentlichen die Idee und Anordnung des Polarisationsapparates.

Die technische Vollkommenheit des Mitscherlichschen Apparates erlaubt, die wichtige Aufgabe der Winkelmessung mit spielender Leichtigkeit zu lösen. Und deshalb ist diese Erfindung, so einfach sie uns jetzt erscheinen mag, zur wahren Geburtsstätte der modernen Zuckerindustrie geworden.

Mitscherlichs Verdienste um die industrielle Entwicklung erschöpfen sich durch diese seine Erfindung —, weitem nicht. So hat er sich auch um die Industrie der Anilinfarbstoffe in hohem Maße verdient gemacht. Er ist der Entdecker des Benzols (1834); er gewann auch eine Reihe von Stoffen, die diesem verwandt sind, und legte damit das Fundament für die großartige Entwicklung der deutschen Farbstoffindustrie.

Unjere Zeit lernt, aber vergißt auch schnell. Aber sie entschädigt sich dadurch, daß sie die Gedanken in materialisierter Gestalt festhält, sie in die tägliche Lebenspraxis umsetzend. Auch die Gedanken, die der stille Gelehrte Mitscherlich seinerzeit gedacht, treten uns jetzt auf Schritt und Tritt entgegen. Es ist nicht nur die

Pflicht der Pietät allein, es ist auch die Notwendigkeit, die Gegenwart besser kennen zu lernen, wenn wir an dem 60. Todestage des Mannes die Leitideen seiner Tätigkeit uns ins Gedächtnis rufen.
B. Th.

Ein Opfer.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Ich hatte es gekauft, als es noch nicht sechs Wochen alt war. Sein Fell war schwarz und glänzend und seine Ohren waren weicher als Seide. Es blickte mit klugen, braunen Augen in die Welt, wurde „Hasi“ gerufen und war nicht größer als zwei Häuse, so daß man es bequem hätte in die Tasche stecken können.

Wochenlang hatte ich mir schon eins gewünscht, aber die fünfzig Pfennig, die dafür erlegt werden mußten, waren immer noch nicht dazu übrig gewesen. Nun mein Geburtstag war, durfte ich mir eins kaufen, und trug es, heimlich vor Freude bebend, nach Hause.

Als Stall diente ihm eine alte Kiste, die mit Heu weich gepolstert war. Eine kleine Tür war hineingeschnitten und die Oberfläche zum Schutz gegen den Regen mit Dachpappe benagelt. In der Tür sah ein enges Fenster aus Draht, durch das man Hasis kleines Näschen zuweilen sehen konnte, wenn das Tierchen schnuppernd vor der Tür saß und an den Kohlblättern naschte, die ich ihm gebracht hatte.

Das war übrigens die größte Schwierigkeit, die sich alsbald herausstellte: Ein Kaninchen war gar nicht so leicht zu ernähren, als ich es mir früher hatte träumen lassen. Kohlblätter wuchsen in der Großstadt nirgends, und um ein paar Hände voll Gras zu rupfen, mußte man eine halbe Stunde weit laufen! Aber alles ging gut, bis in den Spätherbst hinein. Da fingen freilich die Nationen an, kleiner und immer kleiner zu werden, trotzdem Hasis Appetit mit jedem Tage mehr wuchs. Es war nun schon ein prächtiges Kerlchen geworden, lang und schwer, und zuweilen war sein Hunger schier nicht zu stillen. Da aber nach dem ersten Frost und Schneefall bald nichts mehr draußen zu finden war, was ich ihm hätte heimbringen können, mußte sich Hasi zu meinem größten Schmerz mehr und mehr an minderwertige Kost gewöhnen. Besonders Kartoffelschalen waren sein Futter, das nichts kostete und immer zur Verfügung stand.

Immer hatte ich im Stillen darauf gehofft, daß Hasi eines Tages Junge bringen werde, aber meine Hoffnung war immer wieder zuschanden geworden. Jetzt im Winter freute ich mich darüber. Wie hätte ich so viele hungrige Mäuler stillen sollen, nun mir Hasi schon Sorge genug machte?

Ich hatte seine Stalltür mit alter Sackleinwand gegen die Kälte verwahrt, aber das Tier tat mir jedesmal leid, wenn ich seine Tür zum Füttern öffnete und es mir gierig schmunzelnd die Nase entgegenstreckte, ich ihm aber nichts weiter zu bringen hatte als magere Kartoffelschalen, die in dem harten Winter dünn genug ausfielen.

Eines Tages half ich einem meiner Spiellameraden bei seinen Schularbeiten. Er war der Sohn eines armen Klempners und in der Wohnstube, in der er seine Schularbeiten anfertigte, sah es armselig genug aus. Der Ueberzug des alten Kanapees, das hinter dem Tisch stand, war so schlecht, daß hier und da unter den Löchern die graue Heide, mit der es gepolstert war, verräterisch genug hindurchschimmerte. Trotzdem ich bereits häufiger in der Wohnung gewesen war, war mir die Armut meines Freundes eigentlich nie recht zum Bewußtsein gekommen. Ich hatte mit ihm gespielt, wie mit anderen Kindern und war immer gern mit ihm zusammen gewesen. In der Werkstätte seines Vaters, die unten im Keller lag, ließen sich allerhand Blechabschnitte sammeln, die wir uns abends, wenn unten nicht mehr gearbeitet wurde, mit der scharfen Blechseere zu allerhand Gegenständen zurecht schnitten, besonders zu Spielmarken, für die wir immer Verwendung hatten.

Wir waren an dem Tage, von dem ich erzählen will, mit unseren Arbeiten noch nicht ganz fertig geworden, als Hermanns Mutter uns plötzlich vom Tisch an die Fensterbank verwies, um den Tisch für das Mittagessen zurecht zu machen.

Ich wollte mich entfernen, wurde aber durch Hermanns Fragen über sein Exempel doch noch aufgehalten. Als ich ein paar Minuten später das Zimmer verließ, sah die ganze Familie bereits am Tische und ich sah, daß es zu Mittag nichts weiter als trodenes Schwarzbrot gab, dessen Brocken in eine Untertasse getunt wurden, die mit Salz gefüllt für alle erreichbar mitten auf dem Tische stand.

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich kam unglücklich und verwirrt nach Hause, als je.

Als ich in die Stube trat, sah mich meine Mutter prüfend an, strich mir dann mit der Hand über die Wade und fragte leise: Was ist Dir denn?

Nun konnte ich mich nicht mehr halten! Die Tränen stürzten mir aus den Augen. Ich verbarg meinen Kopf in ihrem Schoße und weinte mich aus.

Es dauerte Minuten, bis stodend aus mir herauskam, was ich beobachtet hatte.

Sie strich mir wieder und wieder über das Haar und sagte endlich mit leisem Seufzen: Ja, siehst Du, das ist das Leben!

Das Wort durchzuckte mich wie ein Blitz, und zum erstenmal kam mir eine Ahnung davon, wie grausam das Leben sein kann.

Ich sah meinen Freund seit dem Tage mit einer Art von scheuer Ehrfurcht an. Was für ein Held war er, ein Held im Dulden und

Entbehren, und wenn es bei uns auch wohl mitunter schmalen Tisch gab —, so jammervoll wie bei ihm zu Hause war es doch bisher noch nicht bei uns gewesen.

Ich weiß heute nicht mehr, warum ich es eigentlich getan habe. Ich glaube, mein Mitleid ist zu stark gewesen, und meine Scham, nicht helfen zu können, zu groß — ich mied meinen Freund von dem Tage an. Erst nach Wochen, als der Frühling bereits vor der Tür stand, die ersten Stare wieder von den Dächern pfliffen und die Nahrungsforgen um meinen Hansi sich ihrem Ende näherten, ging ich eines Tages mit Hermann wieder gemeinsam von der Schule nach Hause.

Unterewegs fragte ich ihn nach seinem Kaninchen, das ein Zwillingbruder von dem meinen war, und das er nur wenige Tage später als ich geschenkt bekommen hatte.

Ich habe es nicht mehr! stieß er auf meine Frage heraus und wandte den Kopf zur Seite.

Du hast es nicht mehr? wiederholte ich verwundert.

Nein. Schon lange nicht mehr!

Wo bist Du denn mit ihm geblieben?

Ich habe es verschenkt.

Wirklich! Wem denn? fragte ich, immer verwunderter. Du hast das Tier doch so gern gehabt?

Zu Weihnachten habe ich's meiner Mutter geschenkt!

Deiner Mutter? Ja, was soll denn die damit?

Frag' doch nicht so dumm! herrschte er mich darauf an. Vater hat's geschlachtet und wir haben es zu Weihnachten gegessen. Was sonst?

Ich war starr. Kein Wort konnte ich hervorbringen.

Und von dem Pelz hat mein Bruder 'ne Wintermütze gekriegt.

So, nun weißt Du's!

Ja, nun wußte ich es!

Bedrückt ging ich nach Hause und schlich in den Hof, zu meinem Hasi, um ihm Futter zu reichen.

Lieblosend fuhr ich ihm über das seideweiche, schwarze Fell.

Gut, daß Du nicht in die Küche zu wandern brauchst! flüsterle ich ihm leise zu, als könne das Tier mich verstehen, und dachte an den armen Hermann, der das seine der Mutter geschenkt hatte, weil sonst vielleicht zu Weihnachten wieder nichts weiter als Schwarzbrot und Salz auf dem Tische gestanden hätte. Was für ein kleiner Held er doch war! Wie der verzichten konnte!

Und wenn er auch seine Schulaufgaben mitunter nicht so glatt löste, wie der Lehrer es verlangte — ein Held war er doch!

Ob ich es auch fertig bringen würde, meinen Hasi schlachten zu lassen, wenn es nötig sein würde?

Ich weiß nicht, ob ich mir damals eine Antwort darauf gegeben habe, — aber das Weihnachtsoffer meines Freundes habe ich heute noch nicht vergessen! Und wenn mich einmal Mißmut und Niedergeschlagenheit beschleichen wollen, darüber, daß die Dinge sich so wenig unseren Wünschen fügen, die Göttin des Glücks immer wieder lächelnd an unserer Schwelle vorübergeht, und vor so manche Freude ein bitteres Verzichten gestellt ist, so fällt mir zuweilen der arme, blasse Junge aus meiner Kinderzeit wieder ein, der so stolz im Verzichten war, daß er die größte Freude seiner Knabenjahre ohne Murren opferte, als es nötig war. Dafür ist sein Opfer aber auch nicht vergeblich gewesen! Mich segnet es heute noch.

Kleines feuilleton.

Krittler.

Ein unverschämter Raseweis,

Der, was er durch Stahlarbeitersfleiß

Auf dem Laden künstlich liegen sah,

Dacht, es wär für ihn alleine da:

So tatscht' er dem geduldigen Mann

Die blanken Waren sämtlich an

Und schägte sie nach Dünkelebrecht

Das Schlechte hoch, das Gute schlecht,

Getrost, zufriednen Angesichts;

Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,

Und macht ein stählern künstlich Schloß

Zur rechten Stunde glühend heiß.

Da ruft gleich unser Raseweis:

„Wer wird so schlechte Ware kaufen!

Der Stahl ist schändlich angelauten.“

Und tappt auch gleich recht läppisch drein,

Und fängt erbärmlich an zu schrein.

Der Kramer fragt: was ist dann das?

Der Quidam schreit: „Ein frostiger Spaß!“

Goethe.

Medizinisches.

Die Ernährung beim Fieber. Bei jeder fieberhaften Erkrankung taucht die Frage auf, wie der Patient ernährt werden soll. Dabei werden natürlich Unterschiede zu machen sein, aber ein

hohes Fieber bringt gewisse Einflüsse auf den Stoffwechsel mit sich, die allen Fällen gemeinsam sind. Diese laufen hauptsächlich auf eine Beschleunigung des Stoffwechsels hinaus, und der Volksmund sagt daher: Das Fieber zehrt.

Die Wissenschaft ist seit langem darauf bedacht, die verstärkte Eiweißzerstörung durch das Fieber zu erforschen. Vor allem muß ergründet werden, ob der erhöhte Eiweißverbrauch allein durch die gesteigerte Temperatur erfolgt oder auch durch die Wirkung besonderer Gifte bedingt wird. Daß eine gewisse Vermehrung des Stoffwechsels auch durch bloße Ueberhitzung des Körpers entstehen kann, ohne daß gleichzeitig Gifte wie die von anstehenden Bakterien mitwirken, ist zweifellos. Dieser Folge kann in erheblichem Maße begegnet werden durch die Aufnahme von Kohlehydraten und Fett. Das gilt aber nur für die eigentliche Fieberabzehrung, nicht für die Wirkung von bakteriellen Krankheitsgiften. Beides ist aber meist schwer zu unterscheiden, zumal bei den gewöhnlichen Fiebern anstehender Natur mehr als ein Einfluß mitwirkt.

Es sind Versuche gemacht worden, Fieberzustände künstlich zu erzeugen, bei denen sicher keine Ansteckung beteiligt ist. Zu diesem Zweck sind Tiere einer besonders heißen und feuchten Atmosphäre ausgesetzt worden. In der Tat verfallen sie dann in einen Zustand, der durch Steigerung der Temperatur und andere Erscheinungen dem Fieber ähnlich ist, aber doch mit den natürlichen Umständen nicht verglichen werden kann, weil die Art der Erzeugung als ganz unphysiologisch zu bezeichnen ist. Man hat daher noch anderen Mitteln zur Fiebererzeugung geforscht, und Dr. Verraz macht in der Biochemischen Zeitschrift auf die Wirkung des Aloins aufmerksam, das bei der Einspritzung unter die Haut nicht nur eine typische Fiebertemperatur, sondern auch eine auffällige Steigerung des Stoffwechsels herbeiführt.

Dabei ist die wichtige Beobachtung gemacht worden, daß die Art der Abzehrung von dem Ernährungszustand abhängig ist. Es werden immer diejenigen Bestandteile des Körpers angegriffen, von denen der meiste Vorrat vorhanden ist. Infolgedessen wird es nötig sein, seine Unterschiede in der Ernährung der Fieberkranken in den einzelnen Fällen zu machen.

Literarisches.

Die Deutsche Bibliothek nennt sich ein sehr schönes Verlagsunternehmen des Warenhauses Wertheim in der Leipziger Straße. Von außen und innen repräsentieren sich die Bücher dieser Sammlung, bei dem horrend billigen Preise von einer Mark für den Band, recht erfreulich. Papier und Druck (als Drucker ist Otto Spamer in Leipzig angegeben) sind gut und klar, und der dunkelrote, sachlich schlichte Leinenband mit den kräftigen Buchstaben des Rückentitels ist haltbar und ansehnlich. In den circa fünfzig Bänden, die bisher erschienen sind, ist nur gute, im besten Sinne „klassische“ Literatur vereinigt, und was das rühmenswerteste ist: der Verlag begnügt sich nicht mit einfachen Text-Neudrucken, sondern hat jedem Werke seinen herulernen Herausgeber gegeben, der für sorgfältige Textgestaltung bürgt und in der Einleitung dem Nicht-Fachkundigen die zweckdienlichen Begleitdienste leistet. Da hat zum Beispiel Will Vesper die Briefe Mörises, diese köstlich schwärmerischen und humorvollen Episteln an Freunde und geliebte Menschen, zusammengestellt; ferner Briefe und Gedichte Hölderlins zu einem Lebensbild dieser tragischen, jüngerhaften Erscheinung verwoben. Gustav Manz, der tüchtige Feuilletonredakteur der „Täglichen Rundschau“, schreibt eindringende Betrachtungen zu den nobelstischen Dichtungen und dem Roman Mörises. Kurt Martens leitet den unheimlichen Doppelgängerroman: „Die Elzgiere des Teufels“ von E. Th. A. Hoffmann ein. Friedr. v. d. Lehen, Gleichen-Nachwurm, Floerke, Artur Liebert, Otto Harnack, Wilkop, Eloesser, Hermann Heise, Schädelkopf usw. zeichnen als Herausgeber. Das Programm der Sammlung ist sehr reichhaltig und verspricht, wenn es nach seiner bisherigen Anlage ausgebaut wird, noch viel Gutes. Da ist Homer, und da ist Heine, und dazwischen kommen Seneca, Balthar von der Vogelweide, Machiavelli, Goethe, Jung-Stilling, Mathias Claudius, der Hegenprophetroman „Die Bernsteinberge“ von Meinhold, Auerbach u. s. f. Der unvergängliche Liebesroman, der Liebesroman schlechthin: die Manon Lescaut von Abbé Prévost erscheint. Schleiermachers Reden über die Religion, Fichtes Anweisung zum seligen Leben und Hermann Loges Werk „Der Zusammenhang der Dinge“ führen in die Tiefen der Weltprobleme. Gobineaus „Renaissance“ und Carlyles „Ueber Helben und Helbenverehrung“ reden von menschlicher Größe. Kurz, eine Sammlung, die, mag sie auch dem Warenhausprinzip entstammen, nichts vom Ramsch an sich hat, sondern in der Tat einen großen Wert darstellt. P. H.

Naturkunde.

Die Welt des Unendlich-Kleinen im Kinematographen. Von neuen Wundern der Kinematographie erzählt der englische Naturforscher Sir Ray Lankester im „Daily Telegraph“. Der Vorwärt hat vor einiger Zeit bereits auf die Arbeiten hingewiesen, die die Welt des Unendlich-Kleinen auf eine Weise erschlossen haben, die das bisher geleistete weit übertrifft. Jetzt führte Dr. Commandon seine Ergebnisse Kerzten vor, die auf dem Internationalen Kongreß zu London versammelt waren. Er bedient sich des wohlbekannten kinematographischen Tricks der Tempofälschung, mit dem beispielsweise das Aufblühen von

Blumen, das Stunden oder Tage in Anspruch nimmt, auf wenige Minuten zusammengebrängt schon öffentlich gezeigt worden ist. Diese Methode ist nun auf mikroskopische Gegenstände der Naturforschung angewandt worden, und zwar auf die interessantesten, die man sich denken kann, nämlich Befruchtung und Entwicklung von Lebewesen.

Ein Film Dr. Commandons zeigte die Befruchtung und Entwicklung von Seeegeln; das Tempo war auf das Zwei- bis Dreihundertfache beschleunigt und die Masse auf das Vieltausendfache vergrößert. Die Befruchtung des Seeegelleies, die im freien Seewasser vor sich geht, war so auf der Projektionsfläche in wunderbarer Deutlichkeit zu erkennen; man sah, wie sich nach dem Eindringen der Spermatozoe ein schützendes Häutchen um die Eizelle bildet. Dann spielte sich die eigentümliche Wirtelbewegung des Protoplasmas ab, die vor der Zellteilung erfolgt; hierauf teilte sich die befruchtete Eizelle in zwei, in vier und immer mehr Zellen; in wenigen Sekunden wuchs der Seeegelmbrho sich zum Morulastadium aus und wurde dann zur Gastrula, worauf sich der Wimpernkranz entwickelte, der dem werdenden Wesen als Schwimmwerkzeug dient.

Nach diesem Wunder zeigte Dr. Commandon ein womöglich noch größeres: es ist ihm nämlich gelungen, einige der aus Unwahrscheinliche grenzenden Versuche Carrels mit dem Kinematographen festzuhalten, und so konnten machende Muskelfasern aus dem Herzen eines dem Ei vor dem Auskriechen entnommenen Fisches vorgeführt werden. Auf der Projektionsfläche war deutlich zu sehen, wie der winzige Ausschnitt aus dem Fischeherzen genau so pulsierte, wie es das Herz im ganzen tut. Bei der starken Vergrößerung konnte man erkennen, wie das Muskelstück sich ausdehnte, sich teilte und wuchs, und die Beschleunigung des Tempos ließ den an sich langsamen Vorgang dramatisch und aufregend wirken. Die einzelne längliche Zelle schwillt nämlich in der Mitte an, bewegt sich in der Gegend der Schwellung heftig, es bilden sich fingerartige Fortsätze, die zu greifen und zu gestikulieren scheinen, und darauf sinkt das Ganze in sich zusammen, und es sind nun zwei Zellen vorhanden, die rasch die spinselförmige Gestalt einer einzelnen Muskelfaser annehmen.

Ebenso aufregend für den Beschauer verläuft die Zellteilung von Zellen aus der Milz eines Hühchens, die Dr. Commandon auf die gleiche Weise beschleunigt und vergrößert zeigen konnte. Bei gewöhnlicher Betrachtung unter dem Mikroskop sieht der Forscher beim Wachstum der Zellen Bewegungen, die etwa dem langsamen Krüchen von Amöben ähneln. Die kinematographische Wiedergabe zeigt groteske Bewegungen, bei der die Formveränderungen rasch vor sich gehen und sich im Handumdrehen die festsamten Lappen und Auswüchse bilden, die hervor-schießen und sich wieder zusammenziehen.

Gaustwirtschaft.

Kann man Pilze durch Kochen entgiften? Unser medizinischer Mitarbeiter schreibt uns: Bekanntlich will die Volks- erfahrung giftige Pilze an allerhand Merkzeichen erkennen, als da sind: grelle Farbe, heißender Geschmack, Verfärbung der Bruchstellen, Schwarzwerden von Zwiebelwasser, in dem sie gekocht sind. Ja, das Abkochen soll sogar die Giftigkeit der Pilze beseitigen. Dies ist, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, theoretisch richtig. So geht sowohl bei der Lorchel wie beim Flegenschwamm Gift in die Brühe. Eine andere Pilzart, Amanita mappa, verliert ihre Giftigkeit sogar schon beim Trocknen. Praktisch aber kann man aus dieser Tatsache keinen Nutzen ziehen, da man nie weiß, ob das Gift, das schon in minimalen Dosen tödlich wirkt, gänzlich ausgezogen ist.

Der berüchtigte Knollenblätterschwamm, Amanita phalloides, läßt sich übrigens durch keine Koch- oder Trocknprozedur entgiften. Aus all diesen Gründen vermeide man es peinlichst, Pilze zu essen, die man nicht kennt. Weiter hätte man sich, angeschnittene Pilze einzulassen. Frühe ist ein unbedingtes Erfordernis, denn selbst un- giftige Pilze bilden bei längerem Liegen Zerfallsprodukte, die giftig wirken. Die chemische Konstitution der Gifstoffe ist bisher, wie Dr. C. Reuter in der Wochenschrift „Die Naturwissenschaften“ schreibt, nur in groben Umrissen bekannt. Wahrscheinlich sind es ganz verschiedenartige chemische Körper.

Klatsch.

„Wir haben dir Klatsch auf Geklatz gemacht,
Wie schief!
Und haben dich schnell in die Patzche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade.“
Und red ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verklümmert.
Mein liebliches Leben im nützigen Patzch
Verklümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach mir nichts draus.
Ade.

Goethe.